

Michael Jäger
Zur Kritik des Wettbewerbsdenkens
Vortrag am 9. Juni 2010

Erster Teil

Ich stelle meinen acht Abschnitten eine Einleitung voran, die den Titel "Ein Forschungsbericht" tragen könnte. Mein Referat erörtert ein einzelnes Buch, das bedarf wohl der Rechtfertigung. Mir wurde das Thema so vorgeschlagen. Ich habe es aber auch selbst sinnvoll gefunden. Dies Buch aus dem Jahr 1986 - Alfie Kohn, "Warum Kooperation der Konkurrenz überlegen ist" ⁻¹ will praktisch alle Einwände zusammentragen, die gegen Wettbewerb nur immer erhoben werden können. Der Autor, ein praktizierender und lehrender Pädagoge, zieht "Material aus so unterschiedlichen Bereichen [...] wie der Sozialpsychologie, der Soziologie, der Psychoanalyse, den Erziehungswissenschaften, den Freizeitstudien, der Evolutionsbiologie und der Kulturanthropologie" heran; er hat dafür den Bestand der Bibliotheken der Harvard University durchforstet (10, XII). Sein "interdisziplinärer Ansatz" ist schon deshalb interessant, weil man einen Überblick gewinnt und sich an systematisch geordneten Argumenten abarbeiten kann. Mich hat aber noch besonders motiviert, daß Kohns Buch wie ein Forschungsbericht über einen offenbar sehr wesentlichen Strang US-amerikanischer Sozialwissenschaft im 20. Jahrhundert gelesen werden kann.

Man erfährt da, daß neben vielen anderen auch gerade die in Europa bekannteren Sozialwissenschaftler, Karen Horney und Carl Rogers, Robert Bellah und Abraham Maslow, David Riesman und Margaret Mead, Paul Watzlawick und Amitai Etzioni, in das Projekt einer kritischen Erforschung des Wettbewerbs involviert waren,² und fragt sich ver-

¹ Alfie Kohn, Mit vereinten Kräften. Warum Kooperation der Konkurrenz überlegen ist, Weinheim und Basel 1989 (No Contest. The Case Against Competition, Boston 1986). Seitenangaben der Zitate erscheinen im Text in einfachen Klammern.

² Die Psychoanalytikerin Karen Horney und die Ethnologin Margaret Mead kommen im folgenden noch zu Wort. Rogers ist der Vater der Gesprächstherapie. Bellah brachte das Stichwort "Zivilreligion" in die öffentliche Debatte, er ist der wohl namhafteste Schüler des Soziologen Talcott Parsons. Maslow ist der wichtigste Gründervater der Humanistischen Psychologie. Riesman, Soziologe und Erziehungswissenschaftler, wurde durch das Buch Die einsame Masse (1950, dt. 1956) berühmt. Watzlawick, Kommunikationswissenschaftler, formulierte das bekannte Axiom "Man kann nicht nicht kom-

wundert, weshalb so viele Argumente im US-amerikanischen Leben gar keine Spuren hinterlassen zu haben scheinen. Der Beginn einer kontinuierlichen Forschungsgeschichte fällt wohl in die 30er Jahre. So erscheint 1937 eine erste vom Social Science Research Council in Auftrag gegebene Untersuchung zum Thema, die sich bereits auf 24 Forschungsergebnisse stützen kann. Ihr Resultat ist, daß die Neigung zur Konkurrenz keine Naturtatsache sei - sie sei nicht genetisch vorgegeben. Im selben Jahr kommt die grundlegende ethnologische Untersuchung von Margaret Mead und Mitarbeitern heraus, in der die Vorstellung der Naturgegebenheit von der prähistorischen Seite her widerlegt wird. Ob in einer Gesellschaft mehr konkurriert oder mehr kooperiert wird, hängt von der in ihr geltenden "Norm" ab, lesen wir hier. Der Gedanke liegt allen nachfolgenden Forschungen zugrunde. Ihr Tenor ist immer derselbe: Kein gutes Haar bleibt am Wettbewerb, der dennoch weiterbesteht, unbeeindruckt von der Wissenschaftler-Kritik.

Kohn verwendet die Wörter Wettbewerb und Konkurrenz im zugespitzten Sinn von "Situationen, in denen die einen scheitern müssen, damit die anderen Erfolg haben" (1 f.), ja in denen es, wo immer sie sich so einrichten lassen, nur einen Sieger geben kann. Er und die Forscher, die er zitiert, machen deutlich, daß es in den USA eine allen bewußte, offen ausgesprochene Norm ist, sich in diesem Sinn konkurrenzlos zu verhalten, also winner zu werden um den Preis, daß andere die loser sind. Hierzu will ich gleich eine grundsätzliche Bemerkung machen: Es ist in Deutschland immer noch nicht "normal", schlechthin die winner zu bewundern und die loser zu verachten. Deshalb benutzen wir diese Wörter, wenn wir sie benutzen, als Fremdwörter. Und einen Satz wie den von Kohn zitierten, daß Domingo und Pavarotti "um den Titel des führenden Tenors der Welt kämpfen" (3), wird man in unsern Zeitungen nicht so leicht finden. Die winner-looser-Ideologie hat uns noch nicht überrollt wie seit langem die USA. Kohn selbst zitiert eine Untersuchung, die zeigt, daß skandinavische Menschen ganz anders zur Konkurrenz stehen als US-amerikanische. Dies scheint die Erklärung dafür zu sein, daß sie eben nicht in Deutschland oder Skandinavien, sondern in den USA kritische Wissenschaftler und eine ganze Forschungsgeschichte auf den Plan rief.

munizieren". Der Soziologe Etzioni ist für seine Arbeiten zum Kommunitarismus bekannt.

Man hat freilich im Zuge der Neoliberalisierung unserer Gesellschaft, die in nicht wenigen Analysen als Übergriff eines angelsächsischen Kapitalismus auf den kontinentaleuropäischen dargestellt worden ist, auch die winner-looser-Ideologie zu übertragen versucht. Sie hat eine materielle Grundlage in den Ranking-Systeme, die zunehmend installiert werden, etwa um Universitäten miteinander konkurrieren zu lassen. Grund genug, sich mit ihr zu befassen.³

Kohn stellt seinem Bericht ein paar Begriffsklärungen voran (4 ff.). Er unterscheidet etwa zwischen intentionaler, also gewollter, und struktureller, also von den Verhältnissen erzwungener Konkurrenz. Dann auch zwischen einer Konkurrenz, die nach subjektivem Urteil entschieden wird, und einer, bei der man den Sieger nach Regeln ermittelt. Die Grundklärung ist natürlich die Unterscheidung von Konkurrenz und Kooperation. Alle referierten Forscher und Kohn selbst behandeln sie als strikte Alternative. Es handelt sich nicht um bloße Begriffsklärungen, sondern in den Begriffen schlägt sich der Ansatz nieder, über den das Nachdenken über Konkurrenz dann auch nicht hinausgeht. Alles weitere ist Empirie; mit der Empirie wird argumentiert. Kohn ordnet die Argumente so an, daß er vier "Mythen" über den Wettbewerb aufeinander folgen läßt - "er sei unvermeidlich, produktiver, vergnüglicher und könne charakterbildend wirken" (10) - und sie mit der ihnen widersprechenden Empirie konfrontiert. Ich will das nachvollziehen und immer auch schon Punkte benennen, die fragwürdig sind. Grundsätzlichere Schlußfolgerungen spare ich mir fürs Ende auf. Dies Ende umfaßt ein Viertel meines Referats, es wird der zweite Teil sein.

In einem besonderen Kapitel fragt Kohn auch nach der Geschlechtsspezifität der Wettbewerbsneigung, und eine weitere besondere Erörterung widmet er der Regelverletzung beim Wettbewerb. Dies um zu sagen, daß nicht die Verletzungen, sondern die Regeln selbst das Problem seien. Mit dem Thema "Wettbewerbsverzerrung", das eigentlich noch zu den Präliminarien gehört, will ich jetzt einsteigen.

³ Einer, der sich von der Ideologie hat anstecken lassen, ist Hans Magnus Enzensberger, vgl. Schreckens Männer: Versuch über den radikalen Verlierer, Frankfurt/M. 2006. Damit, daß Muslime sich angeblich als "radikale Verlierer" empfinden, erklärt der berühmte Mann den islamistischen Terrorismus.

1. Die Logik des schmutzigen Spiels

Überall wo Konkurrenz herrscht, werden deren Regeln verletzt. Das ist kein Zufall, sondern wird von der Struktur des Wettbewerbs selbst herausgefordert. Denn Ehrlichkeit zahlt sich nicht aus, und wer am meisten gewinnt, kann sich auch den größten Betrug leisten. "Die Verlierer erhalten allemal die schlimmeren Strafen", schreibt Kohn (201 f.) und erzählt folgende Geschichte: "Als der Forscher John Darsee 1981 seine Elektrodiagrammdateien fälschte, wurde ihm die Zulassung als Arzt für den Bundesstaat New York entzogen. Als die Bank von Boston bei Praktiken ertappt wurde, die allgemein als 'Geldwaschen' bezeichnet wurden, erhielt sie eine Geldstrafe in Höhe von rund einem Tagesprofit nach Abzug der Steuern." Kohns Kommentar: "Wie hoch die Strafe auch sein mag, das Ziel ist, jeden, der in dem Versuch, den Wettbewerb zu unterlaufen, zu weit gegangen ist, der Tat zu überführen und zu bestrafen, als ob er, von schierem Pervertion getrieben, der einzige wäre, der so etwas je getan hat." (195)

Die Haltung von Konservativen und Liberalen zur "Wettbewerbsverzerrung" stimmt teils überein, teils sei sie charakteristisch verschieden. Den Wettbewerb als solchen finden beide Parteien unproblematisch, das ist ihre Übereinstimmung. Nur auf die "Verzerrung" reagieren sie verschieden. Die Liberalen begegnen ihr präventiv, indem sie die Wettbewerbsgegner zur Partnerschaft aufrufen. Die Konservativen greifen zur Stafe. (ebd.)

Das Problem sei, daß "strukturelle Erklärungen" nicht ins Auge gefaßt würden, unterstreicht Kohn. "Die meisten sehen noch nicht einmal den Zusammenhang zwischen den Ereignissen, zwischen den schmutzigen Tricks im Wahlkampf, dem Betrug in den Wissenschaften, den Machenschaften in der Wirtschaft und der Verwendung von Steroiden im College-Sport." (198) Damit trifft er sicher die Hauptsache. Wir wenden uns jetzt den "Mythen" zu, die den Wettbewerb als fraglos richtig erscheinen lassen.

2. Sind wir von Natur konkurrent?

Hier werden die beiden grundlegenden Studien von 1937 genannt, die ich erwähnt habe. Bei der einen, die feststellt, daß eine besondere Neigung zur Konkurrenz nicht genetisch festgeschrieben sei, müssen wir das Wort "besondere" hervorheben. Kohn tut es nicht, aber wir sollten darauf achten: Es wird nicht ausgesagt, Konkurrenz sei nicht genetisch festgeschrieben, sondern nur, es lasse sich *keine Bevorzugung* der Konkurrenz vor der Kooperation genetisch erweisen. Auf dieser Grundlage sind Untersuchungen, die zeigen, wie im Tier- und Pflanzenreich Kooperation mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr als Kampf und Konkurrenz zählen, durchaus überzeugend. Allerdings bedeutet die Aussage nicht viel; Kohn selbst weist darauf hin (23). Denn lassen sich die Begriffe Konkurrenz und Kooperation auf Flora und Fauna überhaupt übertragen? Wie sinnvoll ist die Aussage, daß "Paviane und Gazellen [...] beim Erkennen von Gefahr [kooperieren] (die ersteren halten Ausschau, letztere lauschen und wittern"?) (26) Da zuvor kooperatives wie konkurrentes Verhalten als intentional, also zielgerichtet definiert worden ist, kann es beide streng genommen nur beim Menschen geben. Doch zweifellos hat menschliches Verhalten einen animalischen Hintergrund, und deshalb ist es gut zu wissen, daß von diesem jedenfalls keine Präferenz für die Wettbewerbskomponente ausgeht.

Unsere Frage nach der Natürlichkeit des Wettbewerbs ist aber noch kaum berührt, da sie sich an die besondere Natur des Menschen zu richten hätte. Die Menschennatur kann kein Mensch kennen, wie Kohn feststellt (15). Übrigens nennt er die entscheidende Begründung nicht, daß der Mensch noch gar nicht zuende entwickelt ist. Erst wenn er das wäre, könnte man ja unterscheiden, was an ihm festgelegt, was variabel oder gar frei ist. Die Eigenart und das Verhältnis von beidem dürften wir dann seine Natur nennen. Kohn selbst stellt zwei Thesen auf: "(1) Kooperation nimmt im menschlichen Leben mindestens einen genauso wichtigen Platz ein wie Wettbewerb und (2) Wettbewerb ist ein erlerntes Verhalten." (21) Die erste These ist gleichsam alles, was er über die menschliche Natur sagt, und das ist auch in Ordnung, denn mehr kann man nicht sagen, weniger auch nicht. Problematisch scheint mir, daß sich die erste These mit der zweiten nicht ganz verträgt, denn wenn die Behauptung richtig ist, daß auch Konkurrenz einen wichtigen Platz einnimmt, dann dürfte man nicht sa-

gen, Wettbewerb sei ein erlerntes Verhalten, sondern nur, er sei teilweise erlernt, teilweise aber auch vorgegeben.

Kohn indessen und die von ihm referierten Forscher neigen immer wieder dazu, die Haltung von Menschen zu Konkurrenz und Kooperation auf weiter nichts als die "Norm" zurückzuführen, die in einer Gesellschaft gilt. Das ist fragwürdig, denn das hört sich so an, als ob der Mensch gar keine spezielle Natur hätte, auf deren Grenzen er je stoßen könnte mit seinen guten und bösen Absichten. Damit will ich aber nicht kleinreden, wieviel offenbare Konkurrenz-Übertriebenheit in menschlichen Gesellschaften all die Untersuchungen aufgedeckt haben - Übertriebenheit gemessen an dem, was der Menschennatur ganz zweifellos möglich ist. Denn ihr ist doch möglich, was sie schon hat verwirklichen können. Wir hören zum Beispiel, daß es einem Dakota-Indianer "unvorstellbar grausam" erscheinen würde, sähe er, wie US-Kinder in Schulen konkurrieren (31), oder daß Kinder besonders stark "in kleinen Kernfamilien westlicher Art" rivalisieren (33). Untersuchungen haben auch gezeigt, daß in den USA nicht nur seltener Hilfe angeboten wird als in Mexiko, sondern auch als in England und Skandinavien (40).

Besonders interessant ist der Vergleich mit prähistorischen Kulturen, in denen generell, so erfahren wir, das Ausmaß der Kooperation viel größer ist. "Teilen" erstreckt sich hier "auf alle Arten von Ressourcen". (41) Sogar im Sport scheint geteilt zu werden. Sportlichen Wettkampf gibt es sehr wohl, die Zuni-Indianer zum Beispiel kennen ein "zeremonielles Rennen über vier Meilen", welches die "wichtigste Form der Freizeitunterhaltung und gleichzeitig religiöses Ritual ist" (42); aber der Wettbewerb ist oft so angelegt, daß er unentschieden enden soll. Wir hören, es sei bei den Tangu in Neuguinea das Ziel des Spiels, "den genauen Gleichstand zu erreichen" (44). Dies erscheint Kohn als Beispiel eines kooperativen statt konkurrenten Verhaltens. Hier glaube ich allerdings ein Fragezeichen setzen zu müssen.

3. Die Kontexte des Sportes

Über die Wettkämpfe, die unentschieden enden, hat auch Claude Lévi-Strauss geschrieben, der aber erläuternd hinzufügt, daß das Gleichstandsziel ein religiöses sei. Das Spiel, das unentschieden enden soll, ist Bestandteil von Begräbnisfeiern. Der Stamm teilt sich symbolisch in eine Mannschaft der Lebenden und eine der Toten. Diese Menschen sagen sich, daß Tote nicht gegen Lebende gewinnen können, Lebende aber nicht gewinnen *dürfen*, weil das die Rache der Toten herausfordern würde. Angst vor Wiedergängern motiviert das Spiel, durch den Gleichstand sollen sie besänftigt werden. Wie Lévi-Strauss berichtet, können sich solche Spiele über Tage hinziehen, weil unbedingt das gewünschte Ergebnis herauspringen muß.⁴ Mit dem Ausdruck "Freizeitunterhaltung" ist das kaum zureichend beschrieben, und auch von "Kooperation" zu sprechen wäre schief.

Wir stoßen vielmehr auf einen religiösen Kontext. Und da drängt sich die Frage nach dem religiösen Kontext der USA auf. Sie wird in Kohns Buch leider nirgends aufgeworfen. Es gibt nur zwei Hinweise gleichsam zwischen den Zeilen: "In der amerikanischen Kultur ist das Verlieren [...] mit Schuld befrachtet", heißt es in einem Forschungsbericht (zit. 202), und Kohn selbst sieht im "wissenschaftliche[n] Determinismus", der die Natürlichkeit des Konkurrenzstreben ableiten will, eine "moderne Entsprechung der Prädestinationslehre". Wir werden so daran erinnert, daß Max Weber den "Geist des Kapitalismus" in US-amerikanischen Puritanern am besten verkörpert sah.⁵ Hier müßte doch weitergedacht werden. Ich komme auf die Frage in meiner Schlußbetrachtung zurück.

Sehen wir jetzt nur zu, wie Kohn den modernen Sport beurteilt. Er lehnt nicht nur jeglichen Wettbewerbssport ab, sondern will auch nicht einmal einräumen, daß solcher überhaupt Unterhaltung verschaffe. "Der Druck, auf dem Spielfeld Gewinner zu sein, unterscheidet sich nicht völlig von dem im Büro", ist sein Argument (95). Man unterhalte sich im Spiel, Sport aber sei etwas anderes als Spiel, weil Spiel das Gegenteil von Arbeit zu sein habe. Ein Spiel habe seinen

⁴ Vgl. Das wilde Denken, Frankfurt/M. 1973, 45 ff.

Zweck in sich selbst, diese Immanenz sei nicht gegeben, wenn ein Geschehen auf Sieg hin angelegt sei. (98) Das sind sehr rigide Behauptungen. Ein Pianist zum Beispiel, arbeitet er nicht, wenn er spielt, und spielt, wenn er arbeitet? Aber darin, daß Sport nichts Harmloses sei, wird man Kohn zustimmen müssen.

Er zitiert aus Untersuchungen, die zeigen, daß nicht nur Mißerfolg, sondern auch Erfolg die Aggression steigert (181). Und erinnert daran, was Präsident Eisenhower sagte: "Die wahre Mission des amerikanischen Sports ist, die jungen Menschen auf den Krieg vorzubereiten." (177) Auch in Europa kam es schon nach sportlichen Wettkämpfen zu kriegsähnlichen Ereignissen (178 f.). Wichtig ist vor allem Kohns Urteil, daß der Sport "exakt den Charakter [bildet], der sich für die bestehende Sozialstruktur am nützlichsten erweist" (103). Da wird er recht haben. Eine Gesellschaft, in der es überhaupt keine Konkurrenz, sondern nur Kooperation gäbe, würde wahrscheinlich auch keinen Sport kennen. Das Problem ist nur, daß sogar Kohn selbst, wie wir jetzt sehen werden, an der Möglichkeit einer Ökonomie ohne jede Wettbewerbs-Komponente zweifelt.

4. Ist Konkurrenz produktiv?

Untersuchungen zeigen, daß Konkurrenz unter Arbeitern zwar die kapitalistische Produktivität, das heißt den Profit steigern mag, um den Preis aber, daß die Qualität der Produkte darunter leidet. Es wird dann nur schneller gearbeitet und auch das nur bei mechanischen Arbeiten. (58) Auf allen Ebenen und in jeder ökonomischen Hinsicht ist Wettbewerb dem Erfolg eher hinderlich (55). Manchmal ist sie es ganz besonders. "Kooperation ist effektiver, wenn die Gruppe relativ klein und die Aufgabe komplex ist" und auch wenn die Beteiligten bei der Problemlösung in hohem Maß aufeinander angewiesen sind. Bei einfacheren Aufgaben ohne ineinandergreifende Elemente "zeitigt angeblich der Wettbewerb bessere Ergebnisse"; einige haben aber gezeigt, daß dann nur die "Überlegenheit der Kooperation geringer ist". (56)

⁵ Vgl. neben Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Gesamte Aufsätze zur Religionssoziologie I, Tübingen 1920, 17-206, auch Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus, in: a.a.O., 207-236.

Manche Forscher fragten, "ob der höhere Leistungsgrad in kooperativen Situationen nicht vielmehr das Ergebnis des Wettbewerbs zwischen Gruppen ist". Auch diese Annahme konnte klar widerlegt werden. (57) Im übrigen läuft die Kooperation innerhalb einer Gruppe besser, wenn sie mit anderen Gruppen kooperiert, als wenn sie mit ihnen konkurriert (185 f.). "Wettbewerb verhindert auch den effizienten Einsatz der Ressourcen der Kooperation." Man erfindet dasselbe mehrmals, dabei wird Zeit vergeudet. (72 f.) Ferner ist die Möglichkeit eingeschränkt, aus Fehlern zu lernen, weil man sie nicht zugeben darf (73). Schließlich löst Wettbewerb Angst aus (74). Zwar ist Erregung an und für sich der Produktivität nicht ungünstig, doch stellt Angst eine Überschreitung des "optimale[n] Erregungsgrad[s]" dar (75).

So gewinnen wir einen Eindruck, was empirische Forschung leisten kann. Kohn weicht aber auch dem Grundsätzlichen nicht aus. "Der Kapitalismus", schreibt er, "ist gleichsam das Herz des Wettbewerbs in der amerikanischen Gesellschaft", der "Prototyp", "dem alle anderen Formen ihre Existenz verdanken" (82). Weil das so ist, gilt alles Referierte, also daß man bei Konkurrenz Angst hat, Fehler nicht zugeben kann, komplexe Aufgaben schlechter bewältigt und so weiter, nicht nur für die ökonomische Sphäre, sondern etwa auch für die Sphäre schulischen Lernens, über die ich im folgenden Abschnitt sprechen werde. Die kapitalistische Ökonomie wird von Kohn gründlich charakterisiert. Er stellt den Wachstumsfetisch in Frage (83) und deckt die Verlogenheit jener Argumentation auf, die mit dem Begriff des Mangels hantiert. Zu behaupten, daß unsere Wettbewerbswirtschaft gut sei, weil sie den Mangel effektiv beseitige, ist bestenfalls konfus. Mit Mangel ist nämlich gar nicht Knappheit der Güter gemeint, sondern: "(1) Wenn ich ein Gut wähle, begeben mich der Möglichkeit, ein anderes zu haben. (2) Die Subjekte sind unersättlich, unabhängig davon, wieviel sie schon haben." "Das Modell ist so aufgebaut, daß alle begrenzten Güter als 'knapp' zu betrachten sind." (86)

Hier berührt Kohn die zentrale Einsicht von Marx, daß das Kapital nicht irgendwelcher nützlicher Güter, sondern des unendlichen Mehrwerts ermangelt. Und weil der Kapitalismus der "Prototyp" ist, reden sich dann alle auf allen Ebenen ein, ihnen fehle das Unendliche. Das heißt nicht, daß es keine wirkliche Knappheit gäbe; wo sie aber

herrscht, gibt es ein Verteilungsproblem, das vom Wettbewerb "eher verschärft denn gelöst" wird (89 f.).

Kohn erörtert auch die Kosten des Wettbewerbs: Bankrotte, stillgelegte Anlagen, Notwendigkeit der Regulation und so weiter. Ich will das nicht näher referieren, da es in unsern Kreisen hinreichend bekannt ist. Nur die Grenze der Kohnschen Überlegungen muß ich hervorheben. Am Ende wird er nämlich überraschend vorsichtig: Es sei "keineswegs eindeutig", ob der Wettbewerb die Preise senke, und es bleibe "das Problem, ob der Wettbewerb wirklich in allen Fällen die effizienteste Form" sei. "Eine umfassende Untersuchung dieser Frage überschritte den Rahmen des vorliegenden Buches und meiner Kompetenz." (91) Und dann sogar: "Es ist nicht auszuschließen, daß eine zentralisierte Ökonomie, selbst wenn sie auf Gruppeninteresse und nicht auf dem des einzelnen fußt, nicht ohne ein gewisses Maß an Wettbewerb auskäme." (92 f.)

Noch wenige Seiten zuvor war er in der Annahme, Wettbewerb könne ersatzlos fortfallen, sehr weit gegangen. Grundlage des ökonomischen Wettbewerbs sei Individualismus; in anderen, nichtkapitalistischen Kulturen stelle aber nicht Individualismus, sondern das Wohlergehen der Gruppe die Entscheidungsgrundlage dar. Mehr noch: "Das Einzelwesen wird in gewissen Kosmologien als Illusion betrachtet; Kosten und Nutzen des Individuums gelten in manchen Gesellschaftssystemen als irrelevant." Und er verweist sogar auf "Beispiele aus dem Tierverhalten, wie das Opfer des eigenen Lebens". Die Konsequenz scheint einfach zu sein: "Geht es [...] um das Wohlergehen einer Gruppe, folgt daraus ganz natürlich Kooperation." (77) Und doch hören wir nun, es sei "nicht auszuschließen", daß Gruppeninteresse und "ein gewisses Maß an Wettbewerb" zusammengehören könnten.

Daß Kohn hier nicht weiterdenkt, ist schade. Wenn viele Viehhalter danach streben, ihre je eigene Herde zu vergrößern, wird das Land überweidet, sagt er und hat natürlich recht (78). Doch nun müßte die Gegenrechnung folgen: Was geschieht, wenn "das Individuum als irrelevant gilt" und dies nicht in einer prähistorischen Gesellschaft, sondern heute? Was geschieht etwa nach einer Zwangskollektivierung? Egozentrik oder Irrelevanz des Individuums, gibt es wirklich nur diese Möglichkeiten? Ich komme darauf zurück.

5. In der Schule

Zur Sphäre schulischen Lernens gibt es besonders viel Empirie, was auch ganz konsequent ist, wenn angenommen wird, daß konkurrentes Verhalten nicht angeboren, sondern erlernt sei. So hat man unterschieden, daß Wettbewerb das Unterrichten zwar leichter macht, für den Lehrer nämlich, aber keineswegs effektiver. Kooperation muß freilich mühsam vorbereitet werden: durch Teilung der schulischen Materialien und Ideen und der Arbeit selber, die man den Schülern aufträgt. Aber die Sache ist es wert. Bei kooperativem Unterricht gibt es Erfolg und Belohnung für jeden einzeln, das heißt er wird nicht an der Leistung der anderen gemessen, braucht nicht zu konkurrieren. (59) Der Einwand, dies führe zur Unterforderung der fähigeren Schüler, ist falsch, weil sie noch fähiger werden, wenn sie die Aufgabe lösen müssen, den weniger Fähigen zu helfen (60).

In der Schule kreuzen sich ökonomische mit psychologischen Gesichtspunkten, weil es teils um Fähigkeiten und Leistungen, teils um das "Selbstwertgefühl" geht. Wenn schon nicht im Betrieb, so müßte doch in der Schule immer auf die Wechselbeziehung dieser Faktoren geachtet werden. Das geschieht aber nicht. Vielmehr werden Kinder mit Zensuren beurteilt und gar in eine Rangfolge gebracht; die Folge ist, daß sie Angst entwickeln (37). Zensuren sind eine Art Belohnung für Leistungen, und ohne Belohnung geht es nicht nach der gängigen Lerntheorie. Denn sie ist das Mittel, ein gewünschtes Verhalten zu "verstärken". Doch muß sie so geartet sein, daß sie die Kinder gegeneinander ausspielt?

Die Antwort ist Nein. Man hat herausgefunden, daß bei einem "System gleicher Belohnungen" die besten Leistungen erbracht werden, bei einem "konkurrente[n] Der-Gewinner-bekommt-alles-System" die schlechtesten (58). Warum das so ist, wird durch die folgende Überlegung plausibel: "Wenn ich danach strebe, der Klassenbeste zu sein, werde ich vermutlich die Präsentation des Themas durch den Lehrer nicht in Frage stellen. Nach einer Weile werde ich vermutlich das kritische Denken überhaupt einstellen." (158) Es geht zum einen darum, einzelne Leistungen so zu belohnen, daß nicht die Konkurrenz angestachelt, sondern die Kooperation gefördert wird. Zum andern soll die Koopera-

tion selber und als solche überall da, wo es zu ihr kommt, belohnt und durch die Belohnung verstärkt werden. Solche Verstärkung führt dazu, daß Schulkinder mit der Kooperation fortfahren. Dasselbe ist auch für Erwachsene gezeigt worden.

Einen Punkt gibt es, der mir in diesen Untersuchungen fehlt. Man kann einerseits nur zustimmen, wenn Kohn generell sagt: "Zuneigung und Bestätigung dürfen nicht an die Leistung des Kindes geknüpft werden." (226) Aber andererseits werden Schulkinder auf ihre späteren Berufe vorbereitet. Gibt es nicht Berufe, die unbedingt mit den am Besten Geeigneten besetzt sein sollten? Wie findet man diese heraus, wenn ein "System gleicher Belohnungen" zugrundeliegt? Müßte ein solches System nicht spätestens in der Berufsschule oder Universität aufgegeben werden? Denn es scheint manchmal weniger schlimm, wenn ein Unfähiger unangenehme Gefühle hat, weil er mit Grenzen seines Selbstwerts konfrontiert wird, als wenn seinetwegen die ganze Gesellschaft leidet. So muß man in ökonomischer Perspektive fragen. Wir sind jetzt freilich dabei, uns mit der psychologischen Perspektive vertraut zu machen.

6. Wettbewerb und Ich-Stärke

In dem Kapitel, das die Forschung zur Psychologie des Wettbewerbs resümiert, zeichnet sich die Besonderheit der US-amerikanischen Forschungsgeschichte besonders deutlich ab. Wir sehen nämlich, daß es einen Zusammenhang gibt zwischen prägenden psychoanalytischen und prägenden ethnologischen Ansätzen, wie wir sie formell ebenso, nur inhaltlich ganz anders auch etwa in Frankreich beobachten können. In Frankreich dominiert die Psychoanalyse Jacques Lacans, der sich auf die ethnologischen Studien von Lévi-Strauss gestützt hat. Mit Lévi-Strauss im Rücken polemisiert er gegen die amerikanische Psychoanalyse, der er vorwirft, eine Theorie der Ich-Stärke zu sein, was mit Freuds Lehre nicht das Geringste zu tun habe. Freuds Lehre laufe auf die Einsicht in unübersteigbare Freiheitsgrenzen aller Individuen hinaus, und das sei etwas ganz anderes.

Eine Theorie der Ich-Stärke ist die amerikanische Psychoanalyse, wie sie von Karen Horney vertreten wird, nun wirklich, und die Ethnolo-

gie, die hier zugrundeliegt, ist die von Margaret Mead. Es war Mead, die bei ihren Feldstudien unter Indianer-Stämmen die Frage einer, so wörtlich, "starken Ich-Entwicklung" aufgeworfen hatte, und zwar um zu antworten, daß *Wettbewerb* zu den "Vorbedingung[en] für die Ausbildung eines starken Ichs" keineswegs gehöre (46).⁶ Darauf gestützt behauptet dann Horney, eine Neurose zeichne "lediglich ein übertriebenes Bild dessen, was oft in einer Kultur, die den Wettbewerb begünstigt, für normal gilt" (zit. 129), nämlich daß man sich schwächer fühle als man sei und nur deshalb überhaupt unter Konkurrenzdruck setze.

Kohn geht noch weiter, wenn er behauptet, es sei schon die *Voraussetzung* "für psychologische Gesundheit", *bedingungslos* überzeugt zu sein, daß man "ein guter Mensch" sei, "egal was passiert" (135). Zwar ist die beigebrachte Empirie überzeugend, die zeigt, daß es krank macht, das looser-Sein zu "internalisieren"; doch dem die Frage entgegensetzen, wie man dahin gelangt, sich die eigene Gesundheit als fraglose Tatsache einzureden, unterstellt wieder denselben Wettbewerb, den Kohn ausschließen möchte. Wir haben gehört, daß Wettbewerb Angst macht; das heißt ja, man braucht ein "starkes Ich", um in ihm zu bestehen. Bräuchte man es auch ohne Wettbewerb? Das "gesunde, starke Ich" ist vielleicht gerade das typische Wettbewerbs-Ich.

Kohns Gewährsleute und er selbst glauben, "daß wir konkurrieren, um fundamentale Zweifel an unseren Fähigkeiten zu überwinden, um ein niedriges Selbstwertgefühl zu kompensieren" (123). Das Problem liegt aber darin, daß ich sie mir nicht selbst bescheinigen kann, die Fähigkeiten nicht und auch nicht den Selbstwert. Entweder brauche ich die Anerkennung von anderen. Wenn diese von Kooperierenden gespendet wird, ist das zweifellos besser, als wenn zähneknirschend von Konkurrenten; nur habe ich die Wahl nicht immer, da ich eben in einer konkurrenten Gesellschaft lebe. Oder ich muß, wie Kohn formuliert, mein "Gefühl persönlicher Zufriedenheit [...] durch die Einbeziehung

⁶ Lévi-Strauss hätte so nicht sprechen können, weil er die Übertragung unseres Ich-Begriffs auf prähistorische Gesellschaften für einen Anachronismus hält. Hierauf gestützt unterscheidet dann auch Lacan: "Der Bororo" - ein südamerikanischer Indianer - "sagt, *ich bin ein Papagei*, wir sagen, *ich bin Ich*"; zu fragen sei hier nur, welche innerpsychische Funktion im einen Fall das Papagei-Symbol, im andern das Ich-Symbol spiele. (Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse, Olten 1980, 54) Damit ist gesagt, daß das, was wir Ich nennen, keine evidente Tatsa-

absoluter Standards untermauer[n]", was zum Beispiel dadurch geschehen könne, daß ich in Einsamkeit die Zeit meines 1000 m-Laufs messe (124). Aber warum sollte ich das tun, wenn nicht um mich für einen Wettkampf zu qualifizieren?

7. Frauen und Wettbewerb

An diesem Kapitel, mit dem Kohns Forschungsbericht schließt, sind zwei Punkte hervorhebenswert. Zum einen seine Beobachtung, daß Frauen vor noch nicht langer Zeit angehalten wurden, sich zum Wettbewerb anders zu verhalten Männer, während dies jetzt anders geworden ist. Da kann er Bücher mit Titeln wie *Games Mother Never Taught You* zitieren (210), wo man etwa liest: "Gewiß wäre es manchen Leuten lieber, wenn du im Wettkampf nicht so tüchtig wärst. Sie wollen lieber selbst den Erfolg einheimsen, statt Zeuge des deinen zu werden." (211) "Workshops und Seminare, Bücher und Artikel, Therapie-Sitzungen und informelle Selbsthilfegruppen, sie alle ermutigen die Frauen, rückhaltlos zu konkurrieren. Dabei wird oft in Sprachformeln wie 'Akzeptiere dein eigenes Konkurrenzverhalten!' die Bekehrung zum Wettbewerb als Selbstentdeckung ausgegeben." Kohn spricht von einer "pseudefeministische[n] Haltung" (214). Die Entwicklung in Deutschland scheint durchaus vergleichbar zu sein. In unsern Workshops ist vielleicht nicht von Konkurrenzverhalten, sondern eher von Rücksichtslosigkeit die Rede - "Sei rücksichtslos", wird man da hören, "und erlaube auch anderen, es zu sein, und einigt euch in der Mitte, wo ihr zusammenstoßt" -, aber es läuft aufs Selbe hinaus.

Das andere Hervorhebenswerte ist eine Begriffskontroverse, die sich anhand der empirischen Forschung ergeben hat. Dieser Punkt leitet zur Schlußbetrachtung über, denn wenn man von ihm liest, wünscht man, es hätte mehr solcher Kontroversen und nicht immer nur Empirie zu vorgefaßten Begriffen gegeben. Wir hören nämlich von einem Erklärungsansatz in den 60er Jahren, demzufolge Frauen von "Erfolgsangst" geleitet seien. Sie wüchsen "mit der Vorstellung auf, Leistungsstreben sei unweiblich". In empirischen Untersuchungen wurde diese Erklärung widerlegt. "Erfolgsangst" scheint gar nicht geschlechtsspe-

che ist; man kann es nicht bedenkenlos nach seiner Stärke befragen wie etwa einen Stock.

zifisch zu sein. (207 f.) Wie dann aber aus anderen Untersuchungen hervorging, "ergab sich [...] zwar keine geschlechtsspezifische Differenz in der Erfolgsangst, auf der Erfolg-durch-Konkurrenzverhalten-Skala jedoch lagen Männer höher als Frauen" (208 f.). Mit andern Worten, es hatte am Durchdenken der Begriffe gefehlt: Erfolg war mit Erfolg durch Konkurrenz gleichgesetzt worden, eine richtige Konfusion. Nun war es in diesem Fall gerade die Empirie, die das konfuse Urteil zu Fall bringen konnte. Es gibt aber Urteile und ihren Niederschlag in Begriffen, die so allgemein gehalten sind, daß Empirie gar keine Chance hat, sie ins Wanken zu bringen. Das gibt mir das Stichwort für die Schlußbetrachtung.

Zweiter Teil

8. Was können wir tun? Die Fähre

8.1 Kohn fordert, die Grundlagen des ökonomischen und politischen Systems müßten geändert werden. Aber wie soll das geschehen? Er sagt, wir stehen "vor der überwältigenden Aufgabe, alle Strukturen abbauen zu müssen, die den einen gegen den anderen ausspielen - von den konkurrenten Freizeitaktivitäten bis zum politischen Konflikt" (236). So müsse Demokratie "ein auf Konsensus basierendes System" werden (239). Zur Rechtsstaatlichkeit lesen wir, es ginge nicht an, daß vor Gericht Staatsanwalt und Verteidiger miteinander kämpfen (68). Sport soll es nicht mehr geben und selbst das Schachspiel wird zum Problem. "Die einzige Alternative", schreibt er, "sind nicht-konkurrente Spiele" (114). Mir scheint, daß Kohns Vorschläge uns nicht wirklich weiterhelfen. Dazu mögen gewisse Grenzen beitragen, die ich schon in der Anlage der empirischen Untersuchungen zu sehen glaube.

Ich meine, über den sehr allgemeinen Gegensatz Konkurrenz versus Kooperation hätte viel mehr nachgedacht werden sollen, bevor man sich gleich daran macht, empirisch zu untersuchen, unter welchen Umständen die einen sich konkurrent, die andern kooperativ verhalten. Für mich ist es eine erste Spur, daß konkurrieren der puren Wortbedeutung nach weiter nichts als nebeneinanderherlaufen bedeutet. Um "gleichgültiges Nebeneinander", wie ein Hegelscher Lieblingsausdruck

lautet, geht es sicher niemals, sondern von vornherein sind wechselseitige Bezugnahme und Berücksichtigung mitgedacht; aber die Wechselseitigkeit muß sich nicht daran messen, welchen Vorsprung oder Rückstand ich zu meinen Mitläufern habe, wie groß also meine Siegchancen sind. Zwar können Nebeneinanderherläufer nicht alle gleichzeitig am Ziel anlangen, selbst wenn sie es wollen. Aber daß Kategorien wie Sieg, Besser- und Schlechtersein, winner und loser für sie gar nicht existieren, kann man sich sehr wohl vorstellen. Der Ausdruck Nebeneinanderherläufer, lateinisch Konkurrent, würde nur unterstreichen, erstens daß jemand ganz selbständig agiert und zweitens daß er die Mitläufer berücksichtigt.

Mein Beispiel sind 500 Menschen, die zur Fähre laufen. Zwischen 17 und 17 Uhr 20 hat man Zutritt, danach fährt sie ab. Wer den zuletzt Ankommenden zusieht, wird bemerken, daß sie schnell gehen oder geradezu rennen, nebeneinander auf dasselbe Ziel zu, aber jeder für sich aus Eigeninteresse. Von Kooperation kann keine Rede sein, noch weniger übrigens von einer unsichtbaren Hand, die alle, ohne daß sie es merken, zum Gesamtkunstwerk arrangiert. Von diesen Laufenden werden die einen früher, die andern später ankommen, aber das wird ihnen selbst kaum auffallen, weil es ganz gleichgültig ist. Füreinander interessieren sie sich, wenn es einen Anlaß gibt, etwa daß jemand jemand anderen attraktiv findet; sie werden aber aufpassen, daß sie einander nicht anrempeln oder gar umrennen.

Das ist Nebeneinanderherlaufen mit wechselseitiger Berücksichtigung, wo man nun sieht, dies Wort "Berücksichtigung" kann mit "ins Kalkül ziehen", aber auch mit "Rücksichtnahme" übersetzt werden. Daher wäre sogar "Kalkül" kein schlimmes Wort; das Kalkül kann ja darin bestehen, daß jemand seine Rücksicht optimiert und nicht seine Rücksichtslosigkeit. Ich meine, wenn man überhistorisch über Konkurrenz reden will, ist damit alles über sie gesagt. Konkurrenz ist Laufen unter Berücksichtigung von Mitläufern, wobei "Berücksichtigung" entweder Rücksicht oder Rücksichtslosigkeit heißt. In unserer Gesellschaft heißt es meistens Rücksichtslosigkeit.

8.2 Damit bin ich bei der eben gemachten Beobachtung, daß uns in Deutschland ein gewisses Verhalten, das von US-Bürgern schnell und scharfsinnig als "konkurrent" durchschaut wird, eher als "rück-

sichtslos" erscheint. Was bedeutet das? Sind wir naiver als die Amerikaner, bilden wir ein Verhalten nur psychologisch ab, das sie viel richtiger dem Kapitalismus zuordnen? Diese Frage würde ich verneinen, und hier argumentiere ich nicht mehr mit der Wortbedeutung, sondern von Marx her. Marx hat immer wieder unterstrichen, daß die Kapitallogik von der Konkurrenz der Kapitalisten nicht verursacht, sondern vielmehr nur, wie er sagt, "exekutiert" wird. Was ist die Kapitallogik? Man kann sie als ein entfesseltes Immer mehr begreifen, wie es sich in dem Ausdruck "Profitmaximierung" niederschlägt. Marx schreibt: "Das Kapital als solches setzt nur einen bestimmten Mehrwert, weil es den unendlichen nicht at once setzen kann; aber er ist die beständige Bewegung mehr davon zu schaffen."⁷

Kohn ist die Kapitallogik gewiß vertraut, denn wenn er den Wachstumsfetisch angreift, trifft er sie genau. Aber für sein Thema, für "Konkurrenz und Kooperation" zieht er daraus keine Konsequenzen. Er selbst hätte darauf kommen können, daß es Konkurrenz in dem von ihm bezeichneten Sinn eines Miteinanderlaufens um der Sieger-Ermittlung willen zwar tatsächlich gibt, daß diese Sieger-Ermittlung aber keineswegs der letzte Sinn von Konkurrenz ist; der letzte Sinn ist vielmehr jenes Wachstum zum Unendlichen hin, das alle Laufenden gemeinsam erbringen. Wenn der einzelne Laufende sich einbildet, er müsse siegen, so führt das *letztlich* nur dazu, daß diese Einbildung seinen Beitrag zur gemeinsamen Unendlichkeitsprojekt optimiert. Man beachte das: Die Einbildung, es ginge darum zu siegen, für sich genommen ist Unsinn nicht nur in Kohns Augen, sondern auch nach Maßgabe der Kapitallogik. Es ist aber für Kohn ein ärgerlicher Unsinn und für die Kapitallogik ein nützlicher.

Daraus die Konsequenz Ziehen hätte bedeutet, die ganz unverwechselbare Besonderheit zu entdecken, die der Konkurrenz und auch der Kooperation lediglich in einer kapitalistischen Gesellschaft und nirgendwo sonst zukommt; es hätte bedeutet, von ihr die Konkurrenz und Kooperation anderer Gesellschaften zu unterscheiden, vorkapitalistischer wie auch nachkapitalistischer. Was an der Konkurrenz spezifisch kapitalistisch ist, liegt auf der Hand und ist Kohn keineswegs unbekannt. Es geht aber, obwohl er es erwähnt, im Buch völlig unter und spielt für die Konzeption gar keine Rolle. Dies Spezifische

⁷ Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf), Berlin 1953, 240.

liegt darin, daß es dem, der gesiegt hat, nicht einmal gelingen kann, den Sieg *als Sieg* zu erleben, vielmehr entpuppt sich alles, was vorher wie Sieg aussieht, als bloßes Mittel zum "eigentlichen" Sieg; der wird aber nie erlangt, da er ja erst das Unendliche wäre. So lesen wir es bei Marx und tatsächlich auch bei Kohn: "Das Problem ist, selbst nachdem du den *Super Bowl* gewonnen hast - *besonders*, nachdem du ihn gerade gewonnen hast -, *steht dir immer das nächste Jahr vor Augen.*" Und weiter: "Selbst ein enthusiastischer Befürworter des Wettbewerbs wie Harvey Ruben sieht sich gezwungen einzuräumen, daß 'viele starke Kämpfernaturen, nachdem sie meinen, es geschafft zu haben ... ihre Ziele, je höher sie auf der sozialen oder ökonomischen Leiter klettern, immer weiter zurückweichen sehen.'" (136 f.)

Kohn macht nichts daraus. Denn hier wäre zu sagen gewesen, daß es gerade die Strukturen sind, die das "Zurückweichen des Zieles", schärfer gesagt den Umstand, daß der ganze Prozeß ziellos ist, nicht nur einigen sondern allen Beteiligten auf die Haut brennen. Wenn es aber der Fall ist, daß die US-Gesellschaft zwar die "Norm" des Siegensollens aufrichtet, zugleich aber das Siegenkönnen durch ihre Strukturen verhindert, dann heißt das doch, die gesellschaftlichen Strukturen werden von der Norm gar nicht korrekt abgebildet. Wir können nun fragen, wie Kohn, wäre er *darauf* aufmerksam geworden, am besten zur Sieglkonkurrenz, dem Thema seines Buches, Stellung genommen hätte. Ich meine, er hätte sie nicht angegriffen als eine fatale Tatsache, sondern hätte entlarvt, daß sie gar nicht existiert, vielmehr eine Lüge ist, ein ideologischer Überbau der Strukturen.

8.3 Die Strukturen, um es noch einmal zu sagen, nötigen im Kapitalismus zur Profitmaximierung aller, zum bedingungslosen Wachstum, zur Unendlichkeit; diese Notwendigkeit wird dadurch, daß die Beteiligten um Sieg konkurrieren, nur "exekutiert". Das kann man auch so ausdrücken: Indem jene Unendlichkeit das gemeinsame strukturelle Ziel der Beteiligten ist, *konkurrieren* sie nicht nur, sondern *kooperieren* auch miteinander. Im Kapitalismus sind Konkurrenz und Kooperation die Kehrseiten des ideologischen Wachstumswillens, mit dialektischer Zuspitzung könnte man sagen, sie sind dasselbe. Und hier machen wir eine fatale Entdeckung: Die Konservativen der USA, sofern sie sich auf die puritanischen Gemeinden stützen, kommen der Wahr-

heit der kapitalistischen Strukturen viel näher als jene Liberalen, denen Kohn sich selbst zurechnet, wenn er auch beansprucht, sie an Radikalität noch zu überbieten. Ich nehme damit wie angekündigt die Frage auf, ob etwa nicht nur die Zuni-Indianer, sondern auch die US-Bürger in ihrem Wettbewerbsverhalten religiös motiviert sind. Denn sollten puritanische Konservative nicht entdeckt haben, daß kooperative Konkurrenz genau das ist, was der Apostel Paulus den christlichen Gemeinden anempfiehlt?

Die einzelnen Christen bildet Paulus wörtlich als Wettkämpfer ab, die zu siegen gewillt sein sollen, nicht gegeneinander zwar, sondern jeder für sich in der Anstrengung, die Heiligkeit zu erreichen; aber diese Wettkämpfer sind auch im Wortsinn Konkurrenten, Nebeneinanderherläufer, sie sind nämlich in der Gemeinde beisammen.⁸ Sie kooperieren dadurch, daß sie einander im Wettlauf um Heiligkeit Beistand leisten. Sie verfügen also über einen Diskurs, der dem Kapitalismus wie auf den Leib geschrieben ist, und deshalb braucht man sich nicht zu wundern: weder darüber, daß sie ihn entsprechend interpretieren, noch darüber, daß er ihnen gottgefällig erscheint. Doch sie interpretieren ihn ganz falsch, während sie ihm mit ihrer Bereitschaft, sich im Siegen zu überbieten, zugleich ungeheuer nützlich sind. Leider sagt ihnen das niemand. Argumente von der Art, wie Kohn und die referierten Wissenschaftler sie vorbringen, werden an ihnen abgeleitet. Denken wir nur an jenes Kohnsche Argument, man brauche doch, um seine Fähigkeit zu steigern, gar keine Konkurrenten, sondern könne sich direkt am absoluten Maßstab messen, der 1000m-Läufer zum Beispiel an der Stoppuhr in der eigenen Hand. Da wird der Puritaner erwidern, das sei ja grausam, jemanden so allein zu lassen, viel leichter überwinde man den inneren Schweinehund,

⁸ 1. Korinther 9, 24 ff. Vgl. dazu Christian Wolff, Der erste Brief des Paulus an die Korinther, Leipzig ²2000, 205: "Paulus erinnert die Gemeinde an Sachverhalte aus dem Sport, die den Korinthern durch die Isthmischen Spiele in ihrer Stadt besonders vertraut waren." Er wollte aber vielleicht nicht nur eine Metapher ins Spiel bringen, derer sich damals viele bedienten (vgl. a.a.O., 206), sondern ihm war möglicherweise bewußt, daß er faktisch versuchte, heidnische Sakralität in christliche umzudeuten. Die Isthmischen Spiele gehörten zu den vier panhellenistischen Spielen. Über die bekanntesten, die in Olympia stattfanden, lesen wir bei Walter Burkert (Homo Necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen, Berlin New York 1972): "Die in Olympia maßgebende Form des Agons ist der Stadion-Wettlauf; und er [...] hat sakrale Funktion." (111) Ziel des Laufs ist ein Altar. "[...] die Läufer waren ein Stadion weit vom Altar entfernt; vor diesem stand ein Priester, der mit einer Fackel das Startzeichen gab. Der Sieger aber legte Feuer an die heiligen Opferterteile, und so ging er als Olympiasieger hinweg [...]. Der Lauf markiert den Übergang vom Blut zum reinigenden Feuer, von der Todesbegegnung zum Vollgefühl des Überlebenden, das sich in der Kraft des Siegers manifestiert" (112 f.), an dem aber na-

wenn andere einen anspornten. Und Kohns Hinweis, daß es nicht darauf ankomme, wer der Beste sei, habe gar keinen Neuigkeitswert, denn das wisse man seit zweitausend Jahren: Der Beste sei Christus, er als erster habe die Schwelle zum Heiligtum überschritten.⁹

Im Vergleich mit diesem Diskurs stellt sich die ganze referierte Forschungsgeschichte selbst nur als ein parteilicher Diskurs hinaus. Das Wettbewerbsverhalten sei nur angelernt, eine kontingente gesellschaftliche "Norm", haben wir gehört; der Puritaner wird kontern, etwas, das nicht in den Genen liegt, müsse deshalb noch lange nicht von einer Norm verursacht sein, vielmehr sei die Vorstellung, daß eine Gesellschaft sich beliebige Normen setze und danach lebe, schlicht nihilistisch. Man könne sich nicht Normen aussuchen, wird er fortfahren, sondern nur die Sünde erkennen und Gottes Willen dagegen setzen. So wundert es mich also nicht, daß der Forscherschweiß eines halben Jahrhunderts an der US-Gesellschaft nicht rütteln konnte. Um die Puritaner von der Symbiose mit dem Kapitalismus abzubringen, hätten die liberalen Forscher ihnen nicht vorhalten sollen, daß andere Völker weniger konkurrenz seien und ihnen deshalb das Leben leichter falle - denn darauf antworten sie, es lasse sich beides auf die geringere Frömmigkeit dieser Völker zurückführen -, sondern sie hätten die Heiligkeit des Kapitalismus in Zweifel ziehen sollen.

8.4 In dem Moment, wo man begreift, daß Konkurrenz und Kooperation nicht einfach das Gegenteil voneinander sind, muß man, meine ich, den Kooperationsbegriff selber modifizieren. Wird nicht, wer Konkurrenz total ablehnt, sich unter Kooperation das Kollektiv vorstellen, also Gruppenmitglieder mit gemeinsamer Leitung und konsensuellen Entscheidungsprozessen? Wer aber sieht, daß Konkurrernde insofern ihrerseits kooperieren, als ihre Konkurrenz die Methode ist, ein gemeinsames Ziel zu erreichen, der wird bemerken, daß Kooperation ein Aspekt *im* konkurrenten Verhalten selber sein kann. Wenn er das ist, spricht man von Solidarität. Die Losung wäre dann nicht "Kooperation statt Konkurrenz", sondern "mehr Solidarität" und "eine ganz andere,

türlich auch die Mitlaufenden teilhaben und auch die Zuschauenden, alle, die zur Opfergemeinde gehören.

⁹ Dies wird im Hebräerbrief entfaltet: "Mit Ausharren laßt uns den vor uns liegenden Kampf anlaufen und hinblicken auf des Glaubens Führer" (12, 1 f.), das ist Jesus, der, indem er "kraft des eigenen Blutes [...] in das Heiligtum eingegangen" ist (9,

eine *radikale* Solidarität". Eine Solidarität, die sich auch *wehrhaft macht* gegen ihre Feinde, wie man ja von der wehrhaften Demokratie spricht. In diesem Sinn solidarisch wäre es, wenn Selbständige nebeneinanderlaufen mit sehr viel Rücksichtnahme aufeinander.

Nehmen wir die Fähre. Sie fährt nicht ins Unendliche, sondern zu einer bestimmten Insel, sei's Amrum, Föhr, Sylt oder was immer. Wohin sie fährt, entscheiden die, die sie nebeneinanderlaufend, aber jeder ganz selbständig betreten. Nach diesem Modell könnte eine Ökonomie funktionieren. Die Gesellschaft ist nicht eine große Fabrik, in der alle unmittelbar kooperieren, sondern besteht aus lauter selbständigen Wirtschaftssubjekten, die sich, bevor sie nebeneinander herlaufen, erst einmal gemeinsam für eine bestimmte Insel entscheiden,¹⁰ das heißt die das Ziel ihres Laufens und Fahrens in allgemeinen Wahlen ermitteln. Wenn sie das getan haben, läuft der eine schneller, der andere langsamer. Dabei nehmen sie mehr Rücksicht aufeinander, als Fährengäste normalerweise tun. Sie bilden ein Komitee, das denen mit schwerem Gepäck hilft. Sie sorgen dafür, daß keiner zurückbleibt, sondern alle mitgenommen werden. Sie haben die Fähre so gebaut, daß alle Platz haben. Sie laufen nicht nur, sondern irgendwann sitzen sie beieinander. Ohne Sitzordnung hat jeder seinem Ort gefunden. Sind sie auf der Insel angekommen, leben sie dort eine Weile in Zufriedenheit. Dann mag es einen Grund geben, weshalb sie, wieder gemeinsam, zu einer andern Insel streben, und die Geschichte fängt von vorn an; jeder läuft wieder einzeln zur Fähre.

Die Frage, was wir gegen die Konkurrenz tun können, wird auch dadurch beantwortbar, daß wir sie möglichst gut stellen. Wenn wir das getan haben, sind neue Begriffe entstanden und werden neue, vielleicht zielführendere empirische Untersuchungen möglich. Vor allem

12), die Sünden *aller*, die anlaufen, "ein für alle Mal [...] wegzutragen" imstande war (9, 17 f.).

¹⁰ Dies ist im Grunde, in ein Bild gefaßt, der Standpunkt von Marx, denn Marx selbst dachte, wie man heute sagen würde, individualistisch: "Der private Austausch aller Arbeitsprodukte, Vermögen und Tätigkeiten" - also das Basisgeschehen der vorhandenen kapitalistischen Gesellschaft, wobei privat so viel wie rücksichtslos bedeutet - "steht im Gegensatz [...] zu dem freien Austausch von Individuen, die assoziiert sind auf der Grundlage der gemeinsamen Aneignung und Kontrolle der Produktionsmittel", d.h. zum Kommunismus. (Grundrisse, a.a.O., S. 76 f.) Es ist auch logisch: Aufhebung der Klassengesellschaft kann nur heißen, daß aus dem Individuum, das im wesentlichen weiter nichts als das Exemplar seiner Klasse ist, das freie Individuum wird. Dieser Gesichtspunkt hat Marx immer geleitet, sagt er doch schon in der Deutschen Ideologie, Lohnarbeiter befänden sich "im direkten Gegensatz zu der Form, in der die Individuen der Gesellschaft sich bisher einen Gesamtausdruck gaben, zum

aber wächst unsere Chance, andere zu überzeugen. Wir brauchen vor allem Überzeugungskraft, denn sie ist die Grundbedingung jeder gesellschaftlichen Veränderung.